

Aus dem Traum in die Wirklichkeit

Mein Leben zwischen Indien und Deutschland

Eine Autobiografie

agenda

Hasmukh Bhat

Aus dem Traum in die Wirklichkeit

Mein Leben zwischen Indien und Deutschland

Eine Autobiografie



agenda Verlag

Münster

2010

Bibliografische Informationen der Deutschen
Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 agenda Verlag GmbH & Co. KG

Drubbel 4, D-48143, Münster

Tel.: +49(0)251-799610, Fax: +49(0)251-799519

www.agenda.de, infa@agenda.de

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Julia Both und
Sven Solterbeck

Druck & Bindung: DIP, Witten

ISBN 978-3-89688-429-9

Für Jutta und Sunita-Nicole

Inhalt

Einleitende Gedanken	11
1. Kapitel	
Eine indische Kindheit	15
2. Kapitel	
Kalte Küche - kaltes Land	43
3. Kapitel	
Ganz in Blau ...	57
4. Kapitel	
Geburt und Tod	74
Sunita	74
Anil	78
Ajay	81
Anils Tod	85
Ajays Tod	91
5. Kapitel	
Die Eltern in Indien und Deutschland	103
6. Kapitel	
Im Grenzbereich	119
7. Kapitel	
„Gevatter Tod“	124
8. Kapitel	
Höhen und Tiefen des beruflichen Alltags	132
Ich werde Chef	138
Das erste Eifeler Symposium	142
Das zweite Eifeler Symposium	143
Das dritte Eifeler Symposium	144
Die neue Intensivstation in Simmerath	147
Trägerwechsel	148

Das vierte Eifeler Symposium	149
Die Infusionsmethode	150
Das fünfte Eifeler Symposium	152
Silberjubiläum und letztes Eifeler Symposium	153
Chronik der Anästhesie	153
Unsere Reisen	159
9. Kapitel	
Alles hat seine Zeit	163
10. Kapitel	
„Meine Kinder“ in Barsi	165
Clubleben	169
11. Kapitel	
Indienreise 2007	175
12. Kapitel	
Schwarzer Montag	180
13. Kapitel	
„Greife lieber zur HB ...“	191
14. Kapitel	
Leben zwischen zwei Kulturen	197
Das Medium Sprache	197
Indische Küche	199
Lebensstile	201
Beziehungsstrukturen	203
Hierarchie	206
Identität	208
15. Kapitel	
Mein Mann ist Inder und Arzt	213
16. Kapitel	
Abschlussbetrachtung eines Freundes	220
17. Kapitel	
Fazit	226

Nachtrag

DER TRAUM	230
DAS VENN	231
DAS HAUS	232
DIE BESITZERIN	233
DAS WASSER	234
HAUS AN BESITZERIN	234
BESITZERIN AN HAUS	235

Dank	236
-------------	-----

Literaturempfehlungen	238
------------------------------	-----

Bildverzeichnis	239
------------------------	-----

Einleitende Gedanken

Ich wollte nie ein Buch schreiben. Nicht einmal in meiner tollkühnsten Phantasie hätte ich mir solch ein Unternehmen zugetraut. Wenn ich auch überzeugt bin, dass mein Leben keinen alltäglichen Verlauf genommen hat. Erst jetzt, im Alter von 68 Jahren, ist mir der Gedanke gekommen, dass meine Autobiografie auch für andere interessant sein könnte.

In erster Linie schreibe ich allerdings für mich selbst. Lange vergangene Bilder und Szenen tauchen wieder auf. Ich erinnere mich und ziehe Bilanz.

Auch für meine Tochter wird es vielleicht von Bedeutung sein, anhand dieses Leitfadens ein Stück in meine Vergangenheit zurückwandern zu können, wenn ich einmal nicht mehr bin. Sie erhält die Chance, nachträglich manche meiner Verhaltensweisen besser nachvollziehen zu können.

Ich habe mir beim Schreiben keinen Zwang auferlegt, bin keinem System gefolgt. Das, was mir spontan einfiel, habe ich mir genauer zu vergegenwärtigen versucht.

Eine allgemein bekannte Form der autobiografischen Dokumentation ist regelmäßiges Tagebuchschreiben.

Die Entwicklungspsychologin Inge Seiffge-Krenke nennt in einer Untersuchung von 1985 fünf Hauptfunktionen, die das Tagebuchschreiben erfüllt:

Erinnerung, emotionale Entlastung, Selbstintegration, Selbstkritik sowie die Funktion des Tagebuchs als Vertrautem.

Die genannten Kriterien ordne ich meiner Lebensbeschreibung durchaus zu. Der einzige Unterschied ist, dass ich mich nicht an das vertraute Tagebuch, sondern an die potentiellen Leser dieses Buches wende.

Als ich jung war, habe ich die Situationen und Konflikte meines Lebens kaum reflektiert. Dieses neue Bedürfnis mag

ein Aspekt des Älterwerdens und der beendeten beruflichen Laufbahn sein. Ein leerer Raum öffnet sich, der gefüllt werden will.

Ich möchte vereinzelte Erinnerungen in den Rahmen eines Ganzen bringen und sie darin ordnen: Auf diese Weise will ich das Gesamtbild eines Lebens – meines Lebens – herstellen und es für mich und andere dauerhaft sichtbar (lesbar) machen. Der aufmüpfige Gedanke, dass nicht allein das Leben der Stars und Berühmtheiten, sondern auch meines wert ist, aufgeschrieben und gelesen zu werden, spielt ebenfalls eine Rolle.

Während der Arbeit und der damit einhergehenden Gespräche mit meiner Frau spürte ich, welch eine Gratwanderung eine solche „Selbstoffenbarung“ beinhaltet. Was bringe ich an den Tag? Was verschweige ich von mir und den Menschen, mit denen ich gelebt habe und noch immer lebe? Verletze oder urteile ich? Bin ich exhibitionistisch? Wo trifft meine Ehrlichkeit auf Unverständnis und Missverständnis? Mit dieser Veröffentlichung mache ich mich in jedem Fall verletzlicher. Ich setze mich möglichem Mangel an Respekt aus.

Beim Lesen des Buches wird auffallen, wie ausführlich ich Daten meiner beruflichen Schritte und Erfolge darlege. Ein Deutscher mag dies als peinlichen Aspekt meiner Eitelkeit empfinden. Er würde eher tiefer als hoch stapeln wollen. Deutsche bevorzugen statt der Übertreibung die Untertreibung: Das „Understatement“. Ein Deutscher sagt: „Das ist mir nicht übel gelungen.“ Ein Inder setzt dagegen: „Ich war großartig. Alle fanden mich sensationell.“ Welchen Wert die Inder Titeln und Leistungen generell beimessen, das erkennt man beim Anblick einer indischen Visitenkarte oder eines Berufsschildes. Jede abgelegte Prüfung, jede Graduierung, jede Spezialisierung, jede Weiterbildung wird aufgeführt. Die Besitzer präsentieren sich ganz unbefangen im Glanz ihrer Erfolge

und beanspruchen damit Anerkennung und höheres Entgelt für ihre Dienste. Die Selbstdarstellung beruflicher Leistungen hängt mit der hierarchischen Struktur der indischen Gesellschaft zusammen. Sie beweist, wie hoch man auf der Stufenleiter gestiegen ist und welche Respektbezeugungen einzufordern sind. Bescheidenheit wäre hier fehl am Platz, andernfalls würde man geringer eingeschätzt und geachtet.

Es scheint mir nicht übertrieben, von einem naiven Narzissmus zu sprechen, der vielleicht nur noch von den Österreichern und ihrer Titelsucht übertroffen wird.

Der Fokus der Darstellung meines beruflichen Lebens zeigt über den genannten Aspekt hinaus, wie wichtig die Arbeit für mich ist. Gerade die medizinische Tätigkeit berührt zwei Funktionen: die intellektuelle und die soziale. Die Verbindung beider war für mich sinngebend und erfüllend.

Bei der Lektüre meiner Biografie wird sich vor den Augen des Lesers ein Bild Indiens formen. Es ist ein individuell geprägtes Bild. Ich beanspruche keine Objektivität, wenn es sie denn überhaupt gibt. Wenn ich etwas verdeutlichen will, muss ich teils schwarz-weiß malen, teils verallgemeinern. Deshalb differenziere ich nicht. Und doch gibt es Realitäten und Tendenzen, die man in der reichhaltigen Literatur über dieses Land wiederfinden kann.

Hinzu kommen die Unterschiede zwischen Stadt und Land, die heute noch gravierender sind als vor fünfzig Jahren. Vor allem eine Stadt wie Mumbai verändert sich rasant. Sie ist von westlichen Einflüssen wesentlich mehr geprägt – negativ wie positiv – als die Dörfer auf dem Land. Das heutige Mumbai ist nicht die Stadt, die ich als Kind kannte.

Ich lebe schon lange nicht mehr in Indien. Wenn ich zu Besuch komme, kann ich die Veränderungen nur sporadisch beobachten und vorsichtig beurteilen. Das Meiste erfahre ich aus den Medien oder aus Berichten von Freunden.

In meinem Buch will ich nichts schönreden, aber auch nichts abwerten. Es wäre viel erreicht, wenn ich ein wenig zum besseren Verständnis indischer Lebensart beitragen könnte.

Natürlich stellt sich meine Biografie als ein Puzzle von „Stücken“ dar: Erfahrungen, Begegnungen, Misserfolge, Erfolge, Trennungen, Abschiede, Verluste, Krankheiten und Höhepunkte. Aber sie ist nicht nur eine Addition, ein Zusammensetzen von Ereignissen. Aus den vielen Einzelheiten entsteht etwas qualitativ Neues, das mehr ist als die bloße Summe. Das Ganze ist mehr als die Teile.

Dr. Hasmukh Bhat
Simmerath 2010

1. Kapitel

Eine indische Kindheit

Im Kriegsjahr 1942 wurde ich, am 25. April, frühmorgens um 00.30 Uhr, in Barsi/Indien im Haus meiner Großeltern geboren. Mein Vater befand sich zu jener Zeit in Mumbai. Er konnte bei der Geburt nicht anwesend sein. Daher meldete einer seiner jüngeren Brüder, mein Onkel Sunderji Bhate, am nächsten Tag im Rathaus, dass die Eheleute Dayalal und Rambha Bhate einen Sohn bekommen hatten.

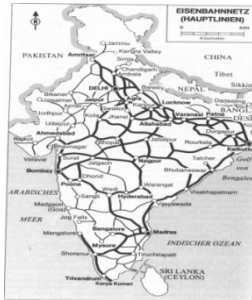


Bild 1: Landkarte Barsi/Indien



Bild 2: Mein Geburtshaus

Unmittelbar nach der Geburt wird in Indien das Geburtshoroskop erstellt. Die Berechnung erfolgt nach Geburtsdatum, Geburtszeit und Geburtsort. Aufgrund der Sternkonstellation

wurde ein Name empfohlen, der mit H oder D beginnt. Da ich ein ruhiges, oft lächelndes Baby war, wählten meine Eltern den Namen „Hasmukh“. Das bedeutet „lächelndes Gesicht“.

Über den Inhalt des Horoskops wurde mir bis heute nicht viel mitgeteilt. Man wollte verhindern, dass ich mich in meinen Entscheidungen durch Vorhersagen manipulieren oder negativ beeinflussen ließ. Erst als ich in Deutschland lebte, erzählten mir meine Eltern, was der Priester gesagt hatte: „Ihr Sohn wird im Ausland studieren und Arzt oder Rechtsanwalt werden. Als Arzt wird er nicht reich, aber anerkannt, als Rechtsanwalt dagegen wohlhabend sein.“

Meine Eltern hatten am 7. Mai 1938 nach hinduistischem Ritus geheiratet. Er war neunzehn, sie vierzehn Jahre alt. Es war eine von ihren Eltern arrangierte Ehe.

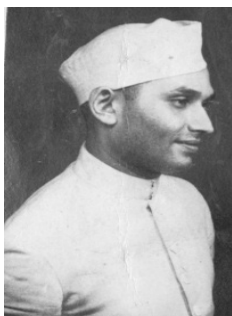


Bild 3: Mein Vater Dayalal Virji



Bild 4: Meine Mutter Rambha Dayalal

Meine Mutter stammte aus Karad im Distrikt Satara. Sie wohnte mit ihren Eltern in einer Neubausiedlung, die von aufstrebenden Geschäftsleuten bevorzugt wurde. Als sie zehn Jahre alt war, starb ihre Mutter, infolge der Geburt eines zweiten Kindes, an einer unstillbaren Blutung.

Dieses Kind war daheim, mit Hilfe einer Hebamme, entbunden worden. Hausgeburten waren in Indien üblich. Ins Krankenhaus ging man nur in Notfällen. Ein Frauenarzt kam nur bei schweren Komplikationen. Es dauerte meist lange, bis er eintraf. Auch in diesem Fall hätte er ein Fahrrad oder eine Pferdekutsche gebraucht. So starb meine Großmutter aufgrund einer, nach heutigen Maßstäben, unzureichenden medizinischen Versorgung.

Nach ihrem Tod begann für meine Mutter eine sehr schwere Zeit. Es war das Ende ihrer Kindheit. Sie konnte nicht mehr zur Schule gehen, da sie nun die Rolle der Hausfrau und Mutter einnehmen musste. Es galt zu waschen, zu putzen und die kleine Schwester zu versorgen. Vor allem aber musste sie den emotionalen Verlust der Mutter verschmerzen.

Einige Jahre später heiratete mein Großvater ein zweites Mal. Aus dieser Ehe gingen neun weitere Kinder hervor.

Mein Vater kam aus Barsi. Seit ihrer Hochzeit wohnte auch meine Mutter dort, gemeinsam mit ihren Schwiegereltern und fünf Schwägern. Söhne sind zuständig für die Sozial- und Altersversorgung. Mit ihren Ehefrauen stehen sie in der Verantwortung für die wirtschaftliche Unterstützung der alten, kranken und schwachen Eltern. Sie leben mit ihnen zusammen. Manchmal in einem Haushalt, dem mehrere Brüder mit ihren eigenen Familien angehören. Bieten das Haus oder die Wohnung genügend Platz, dann hat jedes Paar seine eigene Küche. Schlafzimmer sind seltener. Man legt in den größten Raum abends Matratzen, die man während des Tages in einer freien Ecke stapelt. Viele indische Männer verlassen ihre Eltern bis zu deren Tod nicht. Töchter hingegen gehören nach der Hochzeit in die Familie des Ehemannes. Nach der Hochzeitszeremonie verabschiedet sich die Braut von ihren Eltern und Geschwistern.

Meine Mutter lebte also in Barsi, während mein Vater in Mumbai Polizeidienst leistete. Er kam nur manchmal nachhause.

Das erste Kind starb nach einer Fehlgeburt im siebten Schwangerschaftsmonat. Meine Mutter war sechzehn Jahre alt und nicht aufgeklärt. Sie erzählte später: „Ich verlor das Kind vielleicht, weil ich körperlich hart arbeiten musste. Die Blutungen setzten ein, aber ich verstand nicht, was mit mir geschah. Nachdem ich das Kind verloren hatte, weinte ich oft heimlich. In der Familie sprach man kaum über den Verlust.“

Bei meiner Geburt war Mutter achtzehn Jahre alt. Es folgten noch zwei Brüder (Dilip und Hemant) und eine Schwester (Usha). Ich lebte mit meiner Mutter und der Familie meines Vaters bis 1944 in Barsi.

Mein Großvater besaß ein Restaurant unterhalb unseres Wohnbereiches, das ungefähr dreißig Gästen Platz bot. Er saß täglich an der Kasse und kontrollierte den Betrieb. Oft nahm er mich mit. Er ließ mich dann stundenlang auf seinem Schoss sitzen. Stolz über dieses Privileg schaute ich dem bunten Treiben zu. Manchmal durfte ich sogar Geld entgegen nehmen oder Wechselgeld zurückgeben.

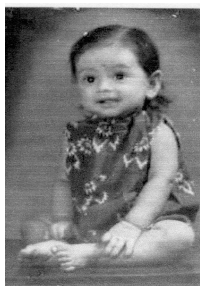


Bild 5: Hasmukh 1944

Barsi liegt etwa 430 km südöstlich von Mumbai und 250 km von Poona entfernt im Staat Maharashtra. Das Klima hier

schwankt im Winter wie im Sommer zwischen 20 und 40 Grad. Es herrscht eine trockene Hitze. Da der Großteil der Bevölkerung von der Landwirtschaft lebt und diese von den Regenfällen abhängig ist, leben zahlreiche Menschen in Armut. Die Einwohnerzahl von Barsi liegt heute bei nahezu einer Million. Aber 53% der Bevölkerung sind Analphabeten.

Die Infrastruktur der Stadt wurde im Laufe der Zeit verbessert. Verkehrsverbindungen, Transportmöglichkeiten mit Bus und Bahn sowie Elektrizitätsleitungen wurden ausgebaut, Krankenhäuser und Schulen, Colleges, Postämter, Banken und Wohnhäuser neu errichtet.

1944 holte mein Vater uns nach Mumbai. Er arbeitete unter der englischen Herrschaft als Subinspektor. Man stellte ihm eine Dienstwohnung zur Verfügung. Sie war für die damalige Zeit recht groß, etwa 80 bis 100 qm. Sie bestand aus einem großen Wohnzimmer, einem Schlafzimmer, einem Kinderzimmer, einer Küche und einem Bad. Zum Vergleich: Noch heute lebt der größte Teil der Inder mit bis zu 10 Personen in einem Raum.

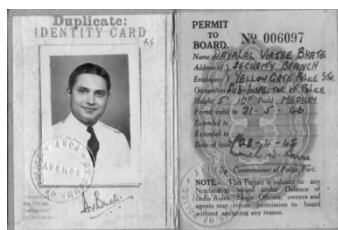


Bild 6: Britischer Dienstaussweis meines Vaters

Mumbai war während des Zweiten Weltkriegs Waffenumschlagsplatz. Mein Vater arbeitete als Polizeiinspektor im Hafen. Eines Tages ereignete sich an Bord eines der Schiffe, die Waffen nach Europa brachten, eine gewaltige Explosion. Die Detonation war so gewaltig,

dass die Büromöbel im Zimmer umstürzten. Mein Vater suchte in Panik Schutz unter einem Schreibtisch. Es gab dann mehrfach größere und kleinere Explosionen. Schiffe, Gebäude und nahe gelegene Häuser brannten lichterloh. Menschen rannten hin und her. Es gab Tote und Verletzte. Sogar das Meerwasser kochte. Verbrannte Fische trieben an der Oberfläche. Der Lärm war so gewaltig, dass man ihn bis in die Vorstädte hinein hören konnte.

Meine Mutter war tief besorgt. Sie stand mit mir – ich war gerade drei Jahre alt – wartend am Fenster. Sie befürchtete, ihr Mann könnte tödlich verletzt worden sein. Normalerweise hatte er um 18.00 Uhr Dienstschluss. An diesem Tag aber kam er erst spät nach Mitternacht – aufgelöst und entsetzt über die unerwartete Katastrophe.

Das Erlebnis beschäftigte ihn, aber auch meine Mutter, nachhaltig. Es war ein Trauma, das er noch fünfzig Jahre später, bei einer Feier vor vielen Menschen, erwähnte. Damals war er erstmals direkt mit dem Tod konfrontiert worden.

Am 15. August 1947 erlangte Indien seine Unabhängigkeit. Zu diesem Anlass wollte mein Vater mich fotografieren und zwar mit der indischen Flagge. Wir gingen in ein Fotofachgeschäft, wo die entsprechenden Utensilien zur Verfügung standen. Er war immer ein politisch interessierter Mann gewesen. Ich kannte ihn als täglichen Zeitungsleser. Da er für die britische Kolonialmacht arbeitete, stand er natürlich ständig in Berührung mit deren Organisation und Verwaltungsapparatur, wovon er sehr angetan war. Durch die Engländer bekam er auch Einblick in die westliche Lebensweise. Weihnachts- und Geburtstagsfeiern, Sport, Kleidung, Alkohol- und Fleischgenuss gehörten dazu.

Als Indien seine Unabhängigkeit erlangte, empfand er einen unbändigen, patriotischen Stolz. Obwohl er sonst keine